

zerhauenen Hand entfiel und der Schuß in die Erde fuhr. Durch diesen und mehrere Beweise der innigen und thätigen Anhänglichkeit Werners an Ferdinand, hatte dieser den alten, braven Mann so lieb gewonnen, daß er ihn nie mehr von sich ließ. Auf jeder Feldwache, die er bezog, war Werner mit ihm, und auf jedem Commando, zu welchem er beordert wurde, begleitete ihn der Alte, in jedem Quartiere war er mit ihm zusammen, dem Ansehn nach als Diener, der Wahrheit nach als Freund, als väterlicher Freund.

Wilhelms Schärpe hatte Ferdinand behalten und betrachtete sie oft, wenn er mit dem Alten allein im Quartiere war, mit wehmüthiger Erinnerung an Alles, was ihm lieb und theuer war auf Erden, aber auch mit freudiger und vertrauender Hoffnung, Alles das — seine Amalie, seinen Vater, seinen Wilhelm, Maria — alle wiederzusehen. Da träumte er sich den Augenblick, wo er, in Wilhelms Gesellschaft, zuerst das Dörflein wieder erblicken — es erreichen und dann, o der Wonne! in der Theuren Armen liegen würde; da störte ihn dann aber auch oft der Anblick der großen schwarzen Blutflecken in der Schärpe, als wollten sie ihn erinnern, daß Wilhelm dem Tode so nahe gewesen, und es ja noch nicht erwiesen wäre, ob er ihm ganz entronnen sey, ob er nicht noch in der Gefangenschaft unter der schmächtigsten Gestalt ihn betroffen habe. Unruhig sprang er dann auf und wußte nicht, wodurch er sich der Angst seines Herzens entledigen sollte.

„Herr Lieutenant,“ sagte dann der alte Werner wohl: „unser alter Satz darf nicht sinken, den Ihnen, wie Sie sagen, Ihr alter Vater mit auf den Weg gab: „Gott der wird's wohl machen!“ und wir werden den Hauptmann gewiß wieder finden.“ —

Der Uebergang über den Rhein war erfolgt, das preußische Heer drang vor und kam in dem neu begonnenen Jahre der Hauptstadt des großen Kaiserthums immer näher. Der entscheidende Tag erschien, an welchem dies Bollwerk fallen sollte und an welchem mit ihm die Macht des Tyrannen zu Grunde ging. Die siegreichen Schaaren der Verbündeten zogen über den gefürchteten Montmartre auf die Boulevards, und paradirten im kriegerischen Glanze auf den schönen und gepriesenen Plätzen, wo die alten und jungen Gardes vordem ihre Heerschau gehalten hatten. Waffenstillstand, dieses Mal, dem Anscheine nach, des Friedens Vorbote, wurde abgeschlossen. Alles im Heere der Verbündeten über-

ließ sich der herzlichsten Freude, denn jeder hoffte bald, recht bald wieder daheim im lieben, nun freien Vaterlande zu seyn. Ferdinand konnte man nicht zu den Hoherfreuten zählen.

„Gott weiß,“ sagte er, wenn seine muntern Kameraden ihn auffoderten, ihre Freude zu theilen: „Gott weiß, daß ich es tief und innig fühle, welches hohe Ziel wir errungen haben, und daß auch ich mit Wonne dem Augenblicke entgegen sehe, wo ich mein treues Mädchen in der Freude des Wiedersehens an mein Herz drücke, wo ich alle die Meinigen froh wieder begrüße — aber, Brüder, ich kann mich nicht eher des Glückes freuen, bevor ich nicht weiß, wie es um meinen Wilhelm steht. Lebt er? und wo lebt er? — Diese Fragen beunruhigen mich zu schrecklich, als daß ich auch nur einen Augenblick mich ihnen ganz entziehen, ganz fröhlich seyn könnte. So sehr ich mich in meine Heimath sehne, ich kann ja ohne Wilhelm, bei Gott, nicht hin!“

In seinen Briefen hatte er Maria mit der gewissen Hoffnung, Wilhelm bald zu finden, getröstet; was sollte er ihr schreiben, da diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, was sollte er ihr sagen, wenn sie ganz gescheitert war? Das Regiment cantonirte einige Zeit in der Gegend von Paris. Ferdinand zog überall Erkundigungen ein. Bei jedem Transporte befreiter Preußen, der von der spanischen Grenze her zurückkehrte, fragte er sorgfältig nach dem Capitän R., aber niemand kannte ihn, niemand mochte Kunde von ihm geben. So ver schwand die erste Hälfte des Aprilmondes, viele der Freiwilligen traten, ihrer Pflicht entbunden, den fröhlichen Rückweg in die Heimath an. Sehneblickte Ferdinand ihnen nach, sein Onkel, der jetzt Major und Chef des Regiments war, gab ihm Erlaubniß zu gehen, wenn er wollte und das weitere Auffuchen Wilhelms ihm zu überlassen; sehne und mit hellen Thränen im Auge blickte er nach dem heimathlichen Horizonte hin, es ward ihm so enge, so unwohl im feindlichen Frankenlande und dennoch konnte er es noch nicht lassen.

Einst, an einem heitern Frühlingmorgen, ritt er mit dem alten Werner nach Versailles. Dicht vor der Stadt begegnete ihnen ein starkes Detaschement kriegsgefangener Preußen, die singend und jubelnd auf der breiten Heerstraße herkamen. Es war meistens pommerische Landwehr, deutlich an den blauen Litteken mit weißen Kranen zu erkennen.

„Wo wurdet Ihr gefangen, Kinder?“ fragte Ferdinand.